

Thema: Schwule, Lesben und ihre Gemeinden

Peter van Elst

»Tu dir doch nicht selber weh«

Predigt zu Jesaja 42,1–7

im ersten Münsteraner Queer-Gottesdienst am 10. Januar 1999

LIEBE Queers liebe Freundinnen und Freunde, vor einiger Zeit habe ich ein Buch von Anselm Grün gelesen. Es trägt den Titel »Tu dir doch nicht selber weh«¹. Dieser Titel erinnerte mich an die vielfältigen körperlichen, seelischen und geistigen Verletzungen, die Menschen auf ihren Lebenswegen erfahren: Schicksalsschläge oder Wunden, die ihnen andere zugefügt haben. »Tu dir doch nicht selber weh« – dieser Buchtitel macht auf eine besondere Art von Verletzungen aufmerksam, nämlich solche, die wir uns selbst zufügen.

Anselm Grün geht in seinem Buch von einem unerhört provozierenden Grundsatz aus. Dabei bezieht er sich auf den griechischen Philosophen Epiktet und den altkirchlichen Theologen Johannes Chrysostomos. Der Grundsatz lautet: »Ein anderer Mensch kann uns nur verletzen, wenn wir uns selbst verletzen und schaden.« Und in zugespitzter Form: »Niemand kann jemand Böses zufügen, sondern jeder fügt sich durch seine eigenen Werke Böses oder Gutes zu.«²

Dieser Grundsatz provoziert Widerspruch: Hat jeder das Leid, das ihm widerfährt, selbst zu verantworten? Das klingt unerträglich für Schwule und Lesben: Haben wir nicht genug von anderen einstecken müssen, gerade von offizieller kirchlicher Seite?

1 Anselm Grün, *Tu dir doch nicht selber weh*, Mainz 31998.

2 Ebd., S. 13.

Dennoch: Ich halte den Grundsatz für uns Queers für bedenkenswert; nicht in seiner Ausschließlichkeit – da wäre er zu oft dazu angetan, konkretes menschliches Leiden zu banalisieren.

»Tu dir doch nicht selber weh« – wenn ich diese Aufforderung nun bedenke, soll das auf dem Hintergrund der ersttestamentlichen Lesung geschehen, die wir soeben gehört haben.

Der Text stammt aus der Zeit des babylonischen Exils. Die Oberschicht Israels war nach der Eroberung des Landes nach Mesopotamien verschleppt worden. Man siedelte dort als halbfreie Untertanen innerhalb der Familienverbände. Viele brachten es mit Handel und Gewerbe zu einem gewissen Wohlstand. Aber das Leiden am Fernsein von der Heimat, dem gelobten Land, prägte die Stimmung und das Bewusstsein. Die materielle Sicherheit konnte den Schmerz nicht nehmen. Der Prophet spricht nun mit Blick auf den Zustand des Volkes von einem Docht, der nur noch glimmt. Das erinnert an Lethargie, an Untergangsstimmung.

Die historische Situation im babylonischen Exil ist der unsrigen als Queers in Staat, Gesellschaft und Kirche sehr ähnlich. Wir erfahren uns als wirtschaftlich versorgt und irgendwie geduldet, solange wir nicht zu laut auf uns aufmerksam machen. Die Verlockung des Stillhaltens ist groß. Was bleibt, das ist der Schmerz darüber, um Wesentliches betrogen zu sein: um Respekt und Heimat:

- Respekt vor unseren Lebenserfahrungen, unserem Glaubenswissen und
- Heimat, die uns entspricht, nicht irgendwo am Rande oder in den Katakomben.

»Tu dir doch nicht selber weh« – diese Aufforderung verstehe ich als Aufruf an uns in unseren Exilen, in denen wir uns eingerichtet haben.

Eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt: Welche Vorstellungen machen wir uns von denen, die uns das Leben schwer machen? Ich habe den Eindruck, dass wir sie in unseren Köpfen und Phantasien oft größer sein lassen, als sie wirklich sind, ihnen mehr Macht zugestehen, als ihnen real zukommt: den Vätern, Müttern, Vorgesetzten, Nachbarn, den politischen und religiösen Autoritäten. Von uns selbst und unseren Gestaltungsmöglichkeiten denken wir entsprechend gering. Eine besonnene Revision unserer Vorstellungen von den bedrohlichen Anderen einerseits und unseren tatsächlichen Ressourcen andererseits wäre notwendig. Dazu gehört auch die Wachsamkeit für gesellschafts- oder kirchenpolitische Veränderungen, die sich abzeichnen. Werfen wir einen Blick auf die Lesung. Dort macht der Prophet auf eine Hoffnungsgestalt aufmerksam. Er nennt sie den »Erwählten« und den »Gottesknecht«. Von diesem erwartet er u.a. die Wiederherstellung des Rechtes auf Erden und die Befreiung der Gefangenen. Er spielte damit auf den Perserkönig Kyros an, unter dessen Einfluss die Zeit des Exils für Israel auch tatsächlich zu Ende gehen würde. Bis zur endgültigen Rückkehr nach Jerusalem sollten noch Jahre vergehen. Bedeutsam scheint mir in diesem Zusammenhang, dass der Prophet die Zeichen der Zeit, die sich abzeichnenden Veränderungen als Chance erkannte und dazu ermutigte, sie zu ergreifen. Schritt für Schritt wurde der

Rückweg in das Land der Väter dann realisiert. Das war – und ist – anspruchsvoll: nicht in der Lethargie zu verharren, sich nicht im Jammern einzurichten, sondern die möglichen Schritte zu gehen.

»Tu dir doch nicht selber weh.« Diese Pfovokation verweist uns auch auf unsere elementaren Bedürfnisse, auf das, was wir zum Leben brauchen. Was wir zum Leben brauchen, das sind in besonderer Weise Beziehungen, in denen wir Anerkennung finden und anderen ein Ansehen geben können. Wenn ich mir queer-politisches Handeln im kirchlichen Kontext vor Augen halte, drängt sich der Eindruck auf: Da suchen Kinder die Anerkennung der mächtigen Mutter Kirche. »Sieh, uns doch« oder »Gib uns deinen Segen« scheint das Leitmotiv für das Engagement zu sein. Ich will die Bedeutung dieser Anliegen wie der Partnerschaftssegnung nicht klein reden. Aber ich frage mich: Woher bekommen wir denn als Queers die Legitimation, unser Leben religiös zu gestalten und zu verantworten? Der Prophet spricht von einem Gott, der den Menschen den Atem verleiht und allen, die auf der Erde leben, den Geist. Diese schöpfungstheologische Aussage, die jeden Menschen als geistbegabt ansieht, kann unser spirituelles Selbstbewusstsein stärken und uns Mut machen:

- Mut, unsere Gottesdienste zu feiern;
- Mut, unsre Partnerschaften voreinander zu bezeugen, unsere Hochzeiten in unseren Gemeinden als spirituelle Ereignisse zu gestalten;
- Mut, unsere Lebenserfahrungen in eigenen Ritualen kreativ auszudrücken, wenn es dafür keinen institutionellen Rahmen gibt.

Das muss kein Weg in ein kirchliches Getto sein, wie die Gastfreundschaft der St-Sebastian-Gemeinde beweist. Das zeigen mir auch Freunde, Angehörige und Kollegen, die Interesse an und Achtung vor schwul-lesbischen Lebenserfahrungen haben und bereit sind, sich mit uns zu solidarisieren. Im öffentlichen Leben unserer Stadt finden wir Vorbilder dafür, wie Dialog und Gegenseitigkeit zwischen Schwulen, Lesben und Kommune realisiert werden können, nämlich als Begegnung zwischen vernunftbegabten Partnern.³ Und mit weniger sollten wir uns auch in der Kirche nicht zufrieden geben.

»Tu dir doch nicht selber weh.« Lassen wir uns von diesem Satz provozieren, dass wir unsere Lebensräume in Besitz nehmen und gestalten; auch diesen Gottesdienstraum, wenn wir uns als Queer-Gemeinde versammeln und nun miteinander Eucharistie feiern.

Peter van Elst, Jahrgang 1962, Theologe und Sozialarbeiter, arbeitet im Bereich Seelsorge in einer psychiatrischen Klinik. Korrespondenzadresse: Kathagen 41, D-48143 Münster

3 Gemeint ist der »Runde Tisch« von Schwulen, Lesben, PolitikerInnen und der Münsteraner Administration nach dem Wahlsieg von SPD und Bündnisgrünen bei den Kommunalwahlen 1994.